

BERND PERPLIES

IMPERIUM DER DRACHEN

DAS BLUT DES SCHWARZEN LÖWEN

ROMAN



Inhalt

Weitere Titel des Autors

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

1 Unter Ariocrasts Schwingen

2 Der Fluch der Drachenhexe

3 Dem Tode geweiht

4 Iolans Träume

5 Die Seeweihe

6 Das Leben eines Mannes

7 Besuch von Arastoth

8 Flammen in der Finsternis

9 Eftthakas Ende

10 Spuren Im Sand

11 Der letzte Erbe

12 Ein neuer Spielstein

13 Ein Weg beginnt, einer endet

14 In Brendesi

15 Ankunft in Aidranon

16 Perrin und Sorah

17 Die blutigen Klingen

18 Der weisse Zirkel

19 Der Sklavenmarkt

20 Auf Lahrians Spuren

21 Nacht über Aidranon

22 An südlichen Gestaden

23 Nahendes Unheil

24 Erindreas Geständnis

25 Im Käfig gefangen
26 Die Blume der Erinnerung
27 Das höchste Mass an Hingabe
28 Die Krieger Von Xol
29 Angriff der Tetrarchen
30 Flucht aus Pryphos
31 Der letzte Tag
32 Erschreckende Erkenntnisse
33 Vom Blut des Löwen
34 Das Erwachen
35 Der König ist tot ...
Personenverzeichnis
Verzeichnis der Götter
Leseprobe

Weitere Titel des Autors

Die Carya-Trilogie:

1. Flammen über Arcadion
2. Im Schatten des Mondkaisers
3. Das geraubte Paradies

Imperium der Drachen:

1. Das Blut des Schwarzen Löwen
2. Kampf um Aidranon

Frontiersmen (als Wes Andrews):

1. Höllenflug nach Heaven's Gate
2. Blutfehde auf Alvarado

Frontiersmen - Civil War:

1. Revolte auf Higgins' Moon
2. Vierzig Frachter randwärts
3. Die Verdammten von Fort Hope
4. Die Tochter des Admirals
5. Die Rache der Peko
6. Showdown bei Alamo

Über dieses Buch

Der junge Iolan ist ein Findelkind und wächst gemeinsam mit seinen Ziehgeschwistern Markos und Mirene als Sohn eines einfachen Fischers auf. Am Tage seiner Weihe zum Mann wird sein Heimatdorf von Soldaten des Königs zerstört. Iolan kann mit seiner Schwester dem Gemetzel entkommen und flieht – nicht wissend, dass auch Markos überlebt hat und auf der Suche nach ihnen ist.

Unterstützt von dem alten magiekundigen Quano Arastoth, will Iolan sich am König für den Tod seiner Familie rächen und reist mit ihm in die Hauptstadt des Reiches. Doch bald schon muss er erkennen, dass die Wahrheit komplizierter ist, als er dachte, und dass er in einem dichten Netz aus Wahrheit und Lüge verstrickt ist. Denn Iolan ist kein anderer als der verfluchte und totgeglaubte Sohn des Königs.

Unterdessen wird Markos' Reise zu einer Odyssee durch die gefährlichen Gewässer des Inneren Ozean, die alle Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit seiner Familie zunichte zu machen droht. Keines der drei Geschwister ahnt, wie sehr das Schicksal der Welt von ihnen abhängt. Yeos steht an einer Zeitenwende – denn der Fluch, der noch immer in Iolan schlummert, hat weit größere Macht, als selbst die Magier des Reiches geahnt haben.

Über den Autor

Bernd Perplies, geboren 1977 in Wiesbaden, studierte Filmwissenschaft und Germanistik in Mainz. Parallel zu einer Anstellung beim Deutschen Filminstitut in Frankfurt a. M. wandte er sich nach dem Studium dem Schreiben zu. Heute ist er als Schriftsteller, Übersetzer und Journalist tätig. 2015 erhielt Bernd Perplies den Deutschen Phantastik Preis in der Kategorie »bester deutschsprachiger Roman« für sein Werk *Imperium der Drachen - Das Blut des Schwarzen Löwen*.

Bernd Perplies

Das Blut des schwarzen Löwen

Imperium der Drachen

Band 1



beBEYOND

Digitale Neuausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Andy Hahnemann

Lektorat/Projektmanagement: Lukas Weidenbach

Covergestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

unter Verwendung von Motiven © HB Design

nach einer Vorlage von Dzulfegar Nasir

eBook-Erstellung: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7325-6973-1

Dieses eBook enthält eine Leseprobe des in der Bastei Lübbe AG erschienenen
Werkes »Das Kupferversprechen – Von Göttern und Drachen« von Jen Williams.

Titel der englischen Originalausgabe: The Copper Promise

Copyright © 2014 by Jennifer Williams

Für die deutschsprachige, digitale Originalausgabe

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Übersetzer: Falko Löffler

Textredaktion: Catherine Beck

Covergestaltung: Manuela Städele-Monverde

unter Verwendung von Motiven

© Headline Publishing Group

unter Verwendung von shutterstock:

Algol und Getty Images: Dagli Orti

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Für Yvonne

UNTER ARIOCRASTS SCHWINGEN

*20. Tag des 5. Mondes
im 282. Jahr der cordurischen Könige*

Das Klirren der Schwerter hallte durch die steinernen Gänge des Tempels. Die Schreie Sterbender, gebrüllte Befehle, das Rasseln von Rüstungen und das Trommeln vieler Stiefel mischten sich hinein.

»Sie kommen näher«, flüsterte Enari.

»Ich weiß«, erwiderte Deomene. »Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Der Tod hatte Evolos, die Hauptstadt von Dyrrach, erreicht, und jetzt hielt er auch in diesen heiligen Hallen Einzug. Der Schwarze Löwe kannte keine Gnade. Männer, Frauen und Kinder fielen unter den Waffen seiner Soldaten, Häuser brannten, Götterstatuen stürzten. Er würde sie alle auslöschen, ihr ganzes Volk.

Deomene strich sich mit der graubraunen Hand über die Knochenwülste, die ihre Augen einrahmten, und versuchte, die furchtbaren Gedanken aus ihrem Kopf zu verdrängen. Es half nichts, mit einem Schicksal zu hadern, das so unvermeidlich war wie der Lauf der Sonne und des Mondes. Weder sie noch Radirha oder Enari würden ihr Volk retten können. Sie hätten es selbst dann nicht vermocht, wenn sie große Kriegerinnen gewesen wären und nicht bloß die Wächterinnen der Ewigen Flamme von Ariocrast, dem Gottdrachen des Wissens und der Heilung.

Deomene, obwohl schon lange eine alte Frau mit ergrautem Haar und hageren Gliedern, war keineswegs schwach oder wehrlos. Genau wie ihre Gefährtinnen war sie eine Berührte Dyrracherin. Ariocrast war mit und in ihr. Hätte sie den Kampf gesucht, wäre mehr als ein Feind von

ihrem Zorn überrascht worden. Aber Radirha, Enari und sie hatten etwas Wichtigeres zu tun, als ihre Leiber den Speeren und Kurzschwertern entgegenzuwerfen. An einen Sieg gegen die Eroberer war nicht mehr zu denken. Doch wenn ihr Plan Erfolg hatte, war ihnen zumindest ihre Rache und damit ein Hauch von Genugtuung sicher.

Irgendwo in den Tiefen des Tempels war ein Poltern und Bersten zu hören, als sei eine der großen Statuen im Hauptzeremonienraum von ihrem Sockel gestoßen worden. Vielleicht hatte auch einer dieser elenden Quano-Theurgen, dieser Unheilsmagier, die ihrem Volk jede Kraft raubten, die Statue mit einer gewaltsamen Emanation zerschmettert.

»Macht weiter!«, befahl Deomene. »Rasch.«

Die drei Priesterinnen knieten im hinteren Bereich des Sanktuariums, eines fensterlosen, mit seinen nackten Steinwänden und der gewölbten Decke an eine Höhle erinnernden Raums tief im Inneren der Tempelanlage. An der Rückwand direkt neben ihnen erhob sich auf einem steinernen Podest ein weiteres, mächtiges Abbild von Ariocrast. Der vollkommen aus Gold gegossene Gottdrache saß auf den Hinterbeinen und hatte die gewaltigen Schwingen weit gespreizt. Die schuppigen Vorderglieder hielt er halb ausgestreckt, und in seinen zu einer Schale gewölbten Pranken brannte die Ewige Flamme, ein Sinnbild für die Erleuchtung, die er seinen Anhängern versprach. Es lagen kein Holz und keine Kohle in Ariocrasts Klauen. Das Feuer schien einfach so in der Luft zu entstehen, vom göttlichen Geist genährt.

Deomene wusste, dass dies eine Täuschung war. Unter der Kammer lag eine Felsspalte, durch die Gase aus den Tiefen der Erde aufstiegen. Dank des Geschicks der Architekten dieses Tempels strömten sie durch Leitungen im Boden in den Leib der Drachenstatue, um an den Pranken schließlich auszutreten.

Für gewöhnlich verspürte sie ein Gefühl tiefsten Friedens, wenn sie vor der Statue kniete und dem endlosen Flackern der Flamme zusah. Heute jedoch hatte sie keinen Blick dafür. Begleitet vom rituellen Gemurmeln der jungen Akolythin Enari und unter Mithilfe ihrer Gefährtin Radirha, welche die Flüssigkeit in der flachen Schale umrührte, die zwischen ihnen auf einem kupfernen Dreibein ruhte, wirkte Deomene ihren Zauber.

Es war ein uraltes Ritual, dem große Schöpfungskraft innewohnte. Doch so heilig der Akt für die drei Priesterinnen aus dem Volk der Dyrracher sein mochte, er barg auch die Saat für den grauenvollen Fluch, mit dem Deomene ihren Peiniger zu belegen gedachte. *Wenn die Gottdrachen mir hold sind und ich ihn zu Gesicht bekomme*, dachte sie.

Sie war die Hohepriesterin, die Älteste im Tempel des Ariocrast und eine der angesehensten Frauen ihres Volkes. Der Schwarze Löwe würde es sich nicht nehmen lassen, sie persönlich in Ketten zu legen. Doch natürlich bestand die Möglichkeit, dass ein übereifriger Hauptmann oder ein hasserfüllter Theurg sie zuerst entdeckte und umbrachte. *Lassen wir es einfach nicht dazu kommen*, sagte sie sich. »Unser Schicksal liegt unter Ariocrasts Schwingen«, fügte sie leise hinzu und sprach damit eine der tiefen Wahrheiten ihres Glaubens aus.

Radirha und Enari blieben ihr die gebräuchliche Erwiderung schuldig. Die beiden Frauen warfen Deomene nur kurze Blicke zu, in denen sich der verzweifelte Wunsch widerspiegelte, es möge ein gutes Schicksal sein. Eins, in dem die blutbesudelten Klingen ihrer Feinde keine Rolle spielten. Dann fuhren sie mit ihren Beschwörungen fort, die dem Zweck dienten, den Funken Ariocrasts in dem Gebräu zu binden, das zwischen ihnen kalt dampfte.

Draußen in den Gängen wurden das Waffengeklirr und die Schreie der Kämpfenden lauter. Ob man das Geschehen tatsächlich einen Kampf nennen konnte, war zweifelhaft.

Viel wahrscheinlicher handelte es sich um ein Massaker, das die eindringenden Soldaten an den Gläubigen anrichteten.

Deomene spürte, wie der schwelende Zorn in ihren Eingeweiden stärker wurde, heißer. Am liebsten wäre sie aufgesprungen, hätte die Macht ihres Gottes in ihren faltigen, greisen Körper gerufen und diese Mörder für ihre Gräueltaten bezahlen lassen.

Das Gemurmel von Enari wurde hastiger und Radirha rührte etwas schneller, während Deomene die Ingredienzien, die sie zuvor aus geheimen Kellern des Tempels geholt hatten, nacheinander in genau bemessener Menge in die Schale gab. Ein dumpfes, rotorangefarbenes Glühen wurde sichtbar, wie das Licht eines sehr alten Feuers aus dem Schoß der Erde.

»Es dauert zu lange«, murmelte Deomenes alte Freundin. »Wir haben zu spät begonnen.«

»Nein«, widersprach Deomene. »Sag so etwas nicht.«

Ein krachender Donnerschlag, der durch die Gänge hallte, ließ alle drei zusammenzucken. Krieger brüllten triumphierend. Ein Mann schrie über den Jubel hinweg, in der Sprache Cordurs. Deomene verstand nur wenig von dem, was er sagte, doch ein Satz erklang laut und deutlich: »Findet die Priesterinnen!«

»Wir schaffen es nicht rechtzeitig«, flüsterte Radirha verzweifelt.

»Wir müssen«, erwiderte Deomene. »Wir müssen.«

Enari raffte ihr bodenlanges, weißes Akolythengewand und stand auf. In ihren Augen loderte ein Feuer, das Deomene nur zu gut nachempfinden konnte. »Macht ohne mich weiter«, sagte sie. »Das Ritual ist weit fortgeschritten; ihr braucht mich nicht mehr. Ich werde gehen und sie aufhalten.«

Vor Schreck hörte Radirha auf zu rühren, was gegenwärtig glücklicherweise folgenlos für das Ritual blieb, und ihre Augen weiteten sich im Schatten der

Knochenwülste. »Das ist dein Tod, Enari.« Die alte Frau hob eine Hand, als wolle sie die junge aufhalten.

Enari ergriff die dargebotene Rechte ihrer Mentorin und drückte sie kurz. »Unser aller Tod liegt nicht mehr fern, fürchte ich. Ich möchte kämpfend sterben und nicht wie ein Opfertier auf dem Altar wehrlos erschlagen werden.«

»Dann geh«, sagte Deomene mit zustimmendem Nicken. »Reiß ein paar dieser Schlächter mit dir in den Tod.«

Ein unheilvolles Lächeln umspielte die schmalen Lippen der jungen Frau. Zum Abschied legte sie die Hand kurz auf die knochig gefurchte Stirn, bevor sie herumwirbelte und barfuß und mit wehendem schwarzem Haar davoneilte.

Radirha und Deomene wechselten einen besorgten Blick, bevor sie erneut anfangen, die Beschwörungsworte zu intonieren und die verbliebenen Zutaten in das Gebräu zu geben. »Das Blut«, sagte Radirha leise. Sie hob den schlanken, fein verzierten Zeremoniendolch auf, der neben ihr auf dem Steinboden lag, und hielt ihn Deomene mit dem Griff voran hin.

Andächtig nahm die Hohepriesterin ihn entgegen. Ihr Blick glitt über die mit alten Schriftzeichen bedeckte Klinge, die im Schein der Ewigen Flamme rotgolden schimmerte. »Möge der kochende Lebenssaft des Gottdrachen, der durch meine Adern rauscht, unseren Feind verderben und seinen Sieg schal werden lassen«, sprach sie, zog den Ärmel ihres weiten Gewandes zurück und setzte den Dolch an ihren linken Unterarm. Sie wappnete sich gegen den Schmerz und stach die Klinge ins zähe Fleisch. Dunkles Blut trat aus der Schnittwunde und rasch hielt sie den Arm über die dampfende Schale, damit es sich mit dem Gebräu vermischte.

»Es soll geschehen, wie es geschehen soll«, intonierte Radirha und begann die Abschlussworte des Rituals zu sprechen.

Ein ohrenbetäubendes Brüllen erfüllte das Innere des Tempels, begleitet von einem Stampfen und Donnern, als

bewege sich ein gewaltiges Untier durch die heiligen Hallen des Ariocrast. Deomene presste die Lippen zusammen und ihr dünner Arm, aus dem noch immer das Blut tropfte, zitterte.

Ein Fauchen war zu vernehmen, dann wurde das Gemäuer erschüttert, als schlage einer der zornigen Kriegsgötter ihrer Feinde mit einem gewaltigen Hammer auf die Grundfesten des Tempels ein. Steinstaub rieselte von der Decke und Radirha hielt instinktiv das Dreibein fest, auf dem die Schale stand. Wenn das Gebräu verschüttet wurde, waren all ihre Bemühungen umsonst.

Der schmerzerfüllte, lang gezogene Schrei einer Frau wehte zu ihnen herüber, bevor er unvermittelt abbrach. *Und Enaris Opfer wäre auch umsonst gewesen*, dachte Deomene düster. Das würde sie nicht zulassen!

Das Geräusch selbstbewusst marschierender Soldaten näherte sich vom Gang vor dem Sanktuarium. Der letzte Widerstand der Tempelbewohner war dahin und der Feind hatte sie beinahe erreicht.

Radirha nahm die letzten zwei kleinen Fläschchen auf, die sie aus den Kellern mitgebracht hatten. Unter eiligem Gemurmel schüttete sie den Inhalt in die Schale. Das dumpfe Glühen verstärkte sich, und ein Geräusch wie das Zischen einer wütenden Schlange war zu hören.

Die andere Priesterin nickte Deomene zu, woraufhin diese tief Luft holte, beide Hände hob und in die unheilvoll leuchtende Flüssigkeit tauchte. Sie zuckte zusammen und ein leises Stöhnen kam über ihre Lippen, denn obwohl das Gebräu eiskalt war, brannte es auf ihrer Haut, als bade sie ihre Rechte und Linke in flüssiger Lava. Doch Deomene ertrug den Schmerz und wartete, bis sie sicher sein konnte, dass die Flüssigkeit ihre Haut benetzt hatte.

Der Vorhang, der das Sanktuarium vom Gang trennte, wurde beiseite gerissen. Rasch zog Deomene die Hände aus der Schale und Radirha kippte diese um, damit keiner der Neuankömmlinge erkannte, was genau sie getan

hatten. Zischend bildete die Flüssigkeit eine breiter werdende Pfütze auf dem Steinboden und tränkte den Saum ihrer schlichten Gewänder, als sich die beiden Frauen erhoben.

»Wer wagt es, diese heilige Stätte zu betreten?«, verlangte Deomene mit aller ihr zu Gebote stehenden Autorität zu wissen. Sie mochte eine alte Frau sein und nicht groß von Statur, aber sie war noch immer die Hohepriesterin eines Gottdrachen.

In Bronze und Leder gekleidete Soldaten strömten in den Raum, mindestens ein halbes Dutzend. Sie trugen spitze Helme mit Nacken- und Wangenschutz, und von ihren Kurzschwertern und den metallenen Rundschilden troff Blut. Den Verzierungen an ihren Rüstungen zufolge musste es sich um die Leibgarde des Heerführers selbst handeln. Stilisierte schwarze Löwenschädel prangten auf Brustplatten und Schildbuckeln. Reihen fremdartiger Symbole, die in goldener Farbe auf ihre Klingen und Schilde gemalt worden waren sowie ihnen in Schärpen eingestickt quer über die Brust hingen, deuteten außerdem darauf hin, dass die Männer von Quano-Theurgen unheilige Segnungen erfahren hatten.

Diese Befürchtung der Hohepriesterin bestätigte sich sogleich, als die nächsten ungebetenen Gäste auftauchten, drei hagere Gestalten in braunen Roben, deren graue Gesichter im Schatten der Kapuzen verschwunden wären, wenn ihre in kühler Ruhe erhobenen Hände nicht von einer gleißenden Aura gelbweißen Lichts umgeben gewesen wären. Es sah aus, als hielten sie winzige Sonnen zwischen den Fingern.

Deomene spürte, wie Wellen unsichtbarer Energien in den kleinen Raum schwappten und über sie hinwegspülten. Wie Wasser, das in eine Glut gegossen wird, löschten sie die Hitze in ihren Adern und raubten ihr jede Kraft. Diese Männer besaßen wahrlich Macht, wenn es ihnen gelang, Deomenes eigene Gaben so vollständig zu unterdrücken.

»Dämonen«, spie sie den drei Theurgen entgegen.

»Ariocrast soll Euch mit seinen Krallen zerfetzen.«

»Er hat es versucht«, antwortete ihr der Mann, der zuletzt eintrat. »Mehrfach sogar. Doch selbst ein Gottdrache vermag die Armee des Schwarzen Löwen nicht zu bezwingen.«

»König Agathon ...« Deomene ballte die Fäuste und trat einen Schritt auf ihn zu. »Euer Gestank wehte Euch voraus.«

»Hütet Eure Zunge, Priesterin oder ich lasse sie Euch abschneiden«, warnte Agathon sie, und seine Miene verfinsterte sich. Der König des Cordurischen Reichs war noch vergleichsweise jung an Jahren, aber ein kräftiger Mann, und die schwere Kriegsrüstung, die er trug, ließ ihn, gemeinsam mit dem Fell eines schwarzen Löwen, das ihm als Trophäe über die Schulter hing, noch eindrucksvoller erscheinen. Auch an seinem mit Gold verzierten Schwert klebte frisches Blut, das bewies, dass dieser Mann seine Truppen nicht von einem fernen Feldherrenhügel befehligte, sondern sich an ihrer Spitze in die Schlacht stürzte.

»Legt Hand an die Hohepriesterin, und ich reiße euch in Stücke«, mischte sich Radirha ein, ein Satz, der unter gewöhnlichen Umständen aus dem Mund einer alten, fragilen Frau für Gelächter gesorgt hätte. Doch keiner der Eindringlinge lachte. Sie alle wussten, dass der Schein trog – und dass nur die Kräfte der Quano-Theurgen sie vor einem raschen, hässlichen Tod bewahrten.

Agathon warf Deomenes Gefährtin einen kurzen Blick zu und ein Lächeln trat auf seine Lippen, denn auch er wusste natürlich, wie leer diese Drohung war, solange die drei Roben tragenden Männer mit ihren gleißenden Händen einen schützenden Halbkreis hinter ihm bildeten. »Ihr kläfft wie ein in die Enge getriebener Straßenköter. Aber genug der Höflichkeiten.« Ohne Eile wischte er seine Waffe am schwarzen Gewand ab und schob sie hinter seinen

Rundschild, bevor er sich wieder Deomene zuwandte. »Beenden wir diese unwürdige Szene«, befahl er ebenso ruhig wie bestimmt. »Ich lasse Euch die Wahl: Ihr könnt hier unter den Augen Eures machtlosen Gottes sterben. Oder Ihr unterwerft Euch mir und folgt mir als Kriegsgefangene nach Aidranon ...«

»Niemals«, zischte Deomene und sprang unvermittelt nach vorne. »Niemals!«, wiederholte sie, diesmal aus vollem Halse schreiend, während sie den Schild Agathons zur Seite zerrte. »Ihr Ungeheuer!« Oh, wie sie es sich wünschte, von ihrer alten Kraft erfüllt zu sein. Sie hätte den muskulösen Arm dieses selbstgerechten Schlächters wie einen trockenen Zweig zerbrochen.

Stattdessen ließ sie blitzschnell ihre rechte Hand vorschnellen und riss Agathon mit den vergifteten Fingernägeln blutige Furchen in die linke Wange. Dabei traf es sie fast wie ein Schlag, als ihr auch noch die letzte Stärke aus dem alten Leib gesaugt wurde. Der König verfügte offenbar über eine persönliche Schutzaura, eine Rückversicherung, falls seine Theurgen dem Feind zum Opfer fallen sollten.

Mit einem überraschten Aufschrei zuckte Agathon zurück. Doch er fasste sich sofort wieder, schüttelte Deomene ab, holte aus und schleuderte sie mit einem machtvollen Hieb seines Schildes zu Boden.

Radirha nahm den Angriff ihrer Anführerin zum Anlass, ebenfalls auf den König loszuspringen, doch sie hatte die kurze Strecke kaum halb überwunden, als drei gleißende Energieschläge in rascher Folge auf ihren Körper einhämmerten. Schreiend vor Schmerzen brach sie zusammen. Den Theurgen allerdings schien das nicht zu genügen. Sie rückten zwei Schritte vor und setzten ihre magischen Angriffe fort. Die Emanationen aus ihren Händen hagelten auf Deomene und Radirha ein wie die Tritte einer brutalen Straßenbande auf ein wehrlos im Staub liegendes Opfer. Der einzige Unterschied lag darin,

dass sie nicht vor Vergnügen johlten, sondern mit grauenvoller Bedachtsamkeit zu Werke gingen.

Wieder und wieder trafen die Energieschläge Deomene, die ihnen nichts entgegenzusetzen hatte. Die Sinne schwanden ihr, bis sie nichts mehr wahrnahm als das helle Knistern der Entladungen, bunte Flecken vor den Augen und Schmerzen, grauenvolle Schmerzen überall im Körper.

»Das genügt!«, rief eine Stimme, die von weit her zu kommen schien.

Die Marter endete so plötzlich, wie sie begonnen hatte.

»Auf die Knie mit ihnen«, befahl Agathon und die ihn begleitenden Gardisten beeilten sich, der Weisung Folge zu leisten. Jeweils zwei packten Deomene und Radirha an den Oberarmen, zogen sie grob in die Höhe und hielten sie fest. Verzweifelt sammelte Deomene den letzten Rest ihres Zorns und hob den Kopf, um ihren Bezwinger furchtlos anzufunkeln.

»Also schön«, knurrte der König, als er langsam sein Schwert zog und sich den Schild von einem der Soldaten abnehmen ließ. Frisches Blut rann ihm über die Wange und den Hals hinunter. Er hielt den Kopf ein wenig gesenkt, und auf seinen Zügen lag die Mordlust eines hungrigen Raubtiers. Beinahe glich er wirklich dem legendären Schwarzen Löwen, den er im Kampf besiegt hatte und dessen Namen er trug. »Ihr habt den Tod gewählt. Der Tod soll Euch ereilen.«

»Ihr seid ein Ungeheuer«, wiederholte Deomene mit letzter Kraft, »und ich verfluche Euch. Das Ende meines Volkes soll auch das Ende Eures Geschlechts sein. Eure Nachkommen sollen Zeugnisse Eurer Grausamkeit sein. Sie sollen Monster sein, so wie Ihr.«

»Es reicht!«, donnerte Agathon. »Ihr habt mich lange genug beleidigt, Weib!« Er drehte sich zu seinen Theurgen um. »Bindet Sie!«

Die grauhäutigen Quano gehorchten, indem sie ihre Hände einmal mehr auf Radirha und Deomene richteten.

Dünne Lichtfäden peitschten den beiden Priesterinnen aus ihren Fingern entgegen und fesselten sie stärker, als es jedes gewöhnliche Seil vermocht hätte. Deomene stöhnte erneut auf, und ihr Körper sackte im Griff der Soldaten zusammen.

Das Schwert in der Rechten schon zum Schlag bereit, trat Agathon vor, packte Radirha unwirsch an den Haaren und richtete ihren Blick auf Deomene. »Verabschiedet Euch voneinander, denn jetzt ist Eure letzte Gelegenheit dazu.«

Die Blicke der beiden Frauen kreuzten sich. Deomene verspürte, wie eine tiefe Ruhe sie überkam. Das Ende war von Anfang an unvermeidlich gewesen. Sie hoffte bloß, dass ihre Mühen nicht umsonst gewesen waren. »Leb wohl, teure Freundin«, sagte sie leise. »Wir sehen uns unter Ariocrasts Schwingen wieder.«

Radirha nickte bloß. Tränen standen ihr in den Augen.

Die Hohepriesterin sah ihren Bezwinger an und nickte stumm.

Agathon zwang den Kopf ihrer Gefährtin nach unten. Wäre er ein normaler Mann mit einem gewöhnlichen Schwert gewesen, hätte Deomene sein Vorgehen für grausam gehalten, denn den dicken, mit Knochenwülsten bedeckten Nacken eines Dyrrachers zu durchschlagen war alles andere als leicht und erforderte sicherlich mehrere Hiebe.

Doch der König von Cordur besaß nicht nur die Kraft und das Geschick des erfahrenen Kriegers, sondern auch die übernatürliche Stärke der Quano-Zauberei.

Sein kräftiger Schwertarm schlug einmal zu. Radirhas Kopf ließ er achtlos zu Boden fallen. Dann kam Agathon wortlos zu ihr herüber, packte ihr Haar und schlug ein zweites Mal zu.

Es wurde Nacht um Deomene.

DER FLUCH DER DRACHENHEXE

*4. Tag des 4. Mondes
im 284. Jahr der cordurischen Könige*

Ein Reisender, der sich mit dem Schiff über die Auriolische See der Königsstadt Aidranon näherte, mochte ihre Größe und Pracht zunächst unterschätzen. Ihr am Fuße einer mächtigen Klippe liegender Seehafen, der durch eine Bucht vor den Gezeiten geschützt wurde, war durchaus eindrucksvoll. Atemberaubend war er jedoch nicht, was vor allem daran lag, dass sich die Herrscher Cordurs seit jeher mit ihren Heeren und Handelszügen bevorzugt über Land bewegten und die Meere dem mächtigen Rivalen Carthaos überließen. Zahlreiche Ruder- und Segelschiffe lagen an den gemauerten Kais, die dazu dienten, vor der Küste zu patrouillieren oder mit den nahen Inseln Handel zu treiben.

Zweifellos fielen dem Reisenden auch der Leuchtturm oben am Rand der Klippe und die trutzige Seefestung auf, die den Hafen vor Angreifern schützte. Doch auch diese beiden Bauwerke waren nicht dazu angetan, die Augen des Neuankömmlings vor Erstaunen groß werden zu lassen, und für die eher schäbigen Wohnhäuser und holzgezimmerten Hütten, die sich entlang gewundener Straßen die steile Küste hinaufzogen, galt das schon gar nicht.

Das wahre Gesicht Aidranons offenbarte sich einem erst, wenn man durch das Seetor trat, welches, als Teil der schützenden Stadtmauer am oberen Rand der Klippe gelegen, das Hafenviertel vom Hauptteil der Stadt trennte. Denn von dort übersah der Reisende plötzlich ein Meer von Gebäuden, das sich in einem weiten Halbkreis beinahe drei Meilen weit in jede Richtung über das küstennahe

Hügelland erstreckte. Rotbraune Ziegeldächer drei- oder sogar viergeschossiger Wohnhäuser glänzten in der hellen Nachmittagssonne. Auf breiten, gepflasterten Straßen tummelten sich freie Bürger, Kaufleute, Soldaten und Sklaven. In kleinen Parks wuchsen Schatten spendende Planata-Bäume, und Springbrunnen sprudelten zur Erfrischung. Über alledem aber ragten die prächtigen Sechsgöttertempel, die Große Bibliothek, das Ratsgebäude und die Akademie auf. Das imposanteste Bauwerk jedoch war der mächtige, auf dem nächsten Hügel errichtete Königspalast.

Von dort aus hatte man den besten Blick über die Stadt. Bei klarem Wetter konnte König Iurias Agathon, wenn er auf der obersten Aussichtsplattform des himmelwärts strebenden Verdamon-Turms stand und über Land und Meer schaute, sogar die ersten Inseln ausmachen, die dreißig Meilen vor der Küste aufgereiht waren wie ungeschliffene Edelsteine auf einer Schnur.

Heute musste er sich mit der etwas weniger spektakulären Aussicht zufriedengeben, die sich ihm aus dem breiten, von Steinsäulen gesäumten Fenster bot, das von seinem Strategiezimmer aus nach Süden wies. Es kümmerte ihn nicht, denn genau genommen achtete er kaum auf die zu seinen Füßen liegende Stadt. Sein Blick wanderte von dem goldenen Kuppeldach des aus weißem Marmor erbauten Trajhana-Tempels über das Große Forum hinüber zur ziegelgedeckten Markthalle, die als Hauptanlaufplatz für die Händler Aidranons galt. Doch so sehr ihm diese Momente der stillen Betrachtung für gewöhnlich dabei halfen, zur Ruhe zu kommen: Heute gelang es Iurias nicht, seine Sorgen zu bezwingen.

Hinter ihm wurden Schritte laut, und als der König sich umdrehte, betraten seine obersten Heerführer und Berater den Raum. Iurias nickte den sechs Männern zu, von denen zwei die Gewänder von Großbürgern und Senatoren trugen, drei militärische Kleidung und einer – ein

grauhäutiger Quano – die Robe eines Theurgen. Die sechs bildeten den Kleinen Rat, eine Gruppe wechselnder Würdenträger, denen Iurias sein Ohr lieh, auf dass sie ihm beim Regieren des unablässig wachsenden Cordurischen Reichs mit Rat und Tat zur Seite standen.

»Ich grüße Euch, mein König«, sagte der älteste der drei Militärführer, ein Mann mit wettergegerbtem Gesicht und schütterem, eisengrauen Haar, in dessen Blick zugleich die Härte eines langen Lebens als Soldat und die tiefe Hingabe zu seinem Herrscher zu erkennen war.

»Legar Rameos«, erwiderte Iurias. »Es tut gut, Euch zu sehen.« Er hob die Arme in einer alle einschließenden Geste. »Und Euch auch, edle Freunde. Kommt. Setzt Euch. Lasst Euch von den Dienerinnen Wein einschenken.«

Im Grunde gab es, vielleicht von Rameos, seinem ehemaligen Lehrmeister und väterlichen Freund, abgesehen, keinen in diesem Rund, dem er sein Leben anvertraut hätte. Mindestens zwei der Anwesenden hätte der König aus eigenem Betreiben wahrscheinlich nicht einmal in den Kleinen Rat berufen. Ihm selbst stand lediglich zu, die Hälfte der jeweils fünf Jahre dienenden Kandidaten auszuwählen. Die andere Hälfte bestimmte der mächtige Große Rat der Stadt, der damit seine Interessen gewahrt sehen wollte. Doch auch wenn Agathon einige dieser Männer nur der Form halber als Freunde bezeichnete, lag ihnen allen Cordurs Macht und der innere Friede am Herzen. Das einte sie genug, um eine leidlich gute Zusammenarbeit zu gewährleisten.

Während sich die Gruppe auf den breiten Sitzgelegenheiten im linken Teil des Raums niederließ, huschten in fließende Gewänder gekleidete junge Frauen durch den Raum, um die Pokale der Männer mit dem tiefroten Wein aus dem Süden Cordurs zu füllen. Die bronzefarbene Haut und das lange, glatte, tiefschwarze Haar verrieten, dass sie aus dem fernen Xol stammten. Iurias hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, bei wichtigen

Besprechungen nur die Anwesenheit von Sklaven zuzulassen, die des Cordurischen nicht mächtig genug waren, um irgendjemandem seine Pläne zu verraten.

Die Männer hoben die Pokale und tranken auf das Wohl Cordurs. »Nun«, sagte Iurias, »berichtet mir, wie es um das Reich bestellt ist. Aber belastet mich nicht mit Unbedeutendem. Ihr wisst sicher alle, dass mein Geist heute mit anderen Sorgen beschäftigt ist.«

Verständnisvolles Nicken antwortete ihm.

Der Militär, der neben Rameos Platz genommen hatte, ein kaum weniger verdienter Mann namens Sereno, räusperte sich. »Mein König, die Piratenplage im Ydrischen Meer bereitet uns nach wie vor Kopfzerbrechen. Von den Küsten konnten wir sie vertreiben, aber es muss Unterschlupfe auf hoher See geben, Inseln, die wir bislang noch nicht finden konnten und von wo aus sie zuschlagen, um unsere Handelstransporte zwischen Dyrrach, Quanish und Cordur zu überfallen.«

Iurias runzelte die Stirn. »Ist es denn immer noch nicht gelungen, einige dieser Seeteufel gefangen zu nehmen und einer gründlichen Befragung zu unterziehen, Legar?«

»Doch, durchaus«, bestätigte Sereno nickend. »Leider versteht der gewöhnliche Halsabschneider wenig von Navigation, und die Kapitäne und Steuermänner konnten sich uns stets entziehen, entweder indem sie sich ins Meer oder kämpfend in eine unserer Klingen stürzten.«

»Sosehr ich zu schätzen weiß, dass diese Männer ihre Heimat mit ihrem Leben zu schützen bereit sind, so wenig können wir diese Plage noch länger dulden. Wie soll Cordur wachsen und gedeihen, wenn unsere Goldschiffe aus Dyrrach immer wieder ausgeraubt werden?« Unwillig nahm Iurias einen Schluck Wein zu sich und dachte nach. »Wenn Eure Truppen nicht imstande sind, eines Piratenkapitäns habhaft zu werden, sollten sie vielleicht das Meer Meile für Meile nach den Verstecken dieser Verbrecher absuchen.«

Serenos Augen weiteten sich. »Das Ydrische Meer ist gewaltig, mein König. Dazu brauche ich mehr Schiffe.«

Fragend hob Iurias die Augenbrauen und wandte sich dem Quano-Theurgen zu. »Botschafter Arastoth, ich weiß, dass die Quano keine eigene Seefahrt betreiben, aber könnte die Zauberkunst Eures Volkes nicht helfen?«

Der grauhäutige, haarlose Mann schüttelte den Kopf. »Ich bedaure, König Agathon. Wir betreiben keine Ritualmagie wie etwa diese barbarischen Druiden der Borden. Unsere Magie wirkt auf eine unmittelbarere Art und Weise.«

Iurias vermochte bis heute die Mimik der Quano nicht recht zu deuten, doch ihm war, als hielte sich Arastoths Bedauern, nicht zu Diensten sein zu können, in Grenzen. *Ich glaube, es wird Zeit, in Quanish unsere Truppen zu verstärken, damit diese Grauschädel sich etwas mehr anstrengen, ihren Teil zu diesem Bündnis beizutragen,* dachte er.

»Auch die Quano gewinnen, wenn der Seehandel mit Cordur sicherer wird«, bemerkte der neben ihm sitzende Großbürger und Senator Grekeas aus dem Haus Verga, ein hagerer Mann, dessen scharfe Züge ihm das Aussehen eines Raubvogels verliehen.

»Daran zweifle ich nicht, aber wir vermögen die uns verliehene Gabe nicht zu ändern«, erwiderte Arastoth.

Der König beugte sich auf seinem Stuhl nach vorne. »Legar Sereno, wie viele Schiffe braucht Ihr?«, wollte er wissen.

»Mindestens zwanzig.«

»Könnten wir diese aus der Auriolischen See abziehen?«

»Nicht ohne unsere Macht dort gegenüber Carthaos merklich zu schwächen. Und das sollten wir nicht wagen. Ihr wisst, dass unsere Feinde sofort beginnen würden, weitere Inseln zu besetzen.«

Iurias nahm einen weiteren Schluck Wein. Ihm kam ein Gedanke. »Grekeas, können wir es uns leisten, kurzfristig

zwanzig neue Schiffe in Auftrag zu geben?«

»Dank des erfolgreichen Kriegszuges in Dyrrach ist die Staatskasse gut gefüllt, mein König«, gab der Rat zurück. »Aber zieht Ihr wirklich in Erwägung, bloß für die Bekämpfung der Piratenplage so hohe Kosten auf Euch zu nehmen?« Er wirkte nicht sehr angetan von der Vorstellung.

»Mitnichten«, sagte der König. »Wir werden uns zweier Ärgernisse zugleich entledigen. Wir bauen die Schiffe, finden diese verdamnten Piraten, räuchern sie aus, verlegen die komplette Flotte in die Auriolische See und treiben dort die Carthaoten aufs Festland zurück.«

»Wenn wir in Aidranon so viele Schiffe bauen, wird Carthaos das mitbekommen«, gab Rameos zu bedenken. »Ihre Spione sind überall.« Er richtete einen beinahe vorwurfsvollen Blick auf den dritten Militär im Raum, dessen schwarz-silbernes Gewand sich von den anderen beiden unterschied und ihn als Angehörigen der Königsgarde auswies.

»Würde mir freie Hand gelassen, gäbe es diese Spione nicht mehr lange«, knurrte der vierschrötige Offizier.

»Würde Ihnen freie Hand gelassen, Legar Galban, wäre Aidranon nicht mehr das strahlende Juwel Cordurs, sondern ein Gefängnis«, entgegnete der zweite Großbürger und Vertreter des Großen Rats, Lahrian aus dem Haus Kamenor. Von allen Anwesenden war er derjenige, den Iurias am wenigsten leiden konnte. Der gut aussehende und für sein Einfühlungsvermögen gerühmte Mann war ein brillanter Redner – leider ging es in seinen Reden ständig darum, den Einfluss des Volkes auf die cordurische Politik zu stärken und die Macht des Königs zu beschneiden. *Irgendwann überspannst du den Bogen*, dachte Iurias. *Dann muss ich dich loswerden*. Und er würde sich auch nicht davon abhalten lassen, dass Lahrian vor zehn Jahren mit dem Segen von Iurias' Vater Heroas Agathon seine jüngste Schwester Inrikeis geheiratet hatte.

Laut sagte er: »Wir bauen die Schiffe an der Ostküste, in einer der Städte am Ydrischen Meer, in Brendesi oder Thessara. Das dürfte weit genug entfernt sein, um unsere Bemühungen vor den Augen des Feindes zu verbergen. Vor allem, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf ein anderes Ziel lenken, etwa indem wir von Atlesia aus einen kleinen Vorstoß über die Meerenge von Thanus wagen.« Er nickte Rameos zu. »Leitet das in die Wege, Legar Rameos, indem Ihr einen Boten zu unseren Besatzungstruppen dort schickt.«

»Sofort, mein König.«

»Sehr gut. Was habt Ihr noch für mich?«

Lahrian richtete sich ein wenig auf seinem Stuhl auf. »Gestattet mir, Euch darüber in Kenntnis zu setzen, was auf der letzten Sitzung des Großen Rats besprochen wurde.«

»Natürlich«, sagte Iurias, auch wenn er sich innerlich wand. Nichts interessierte ihn weniger als die ewigen Streitereien der Senatoren. Wäre das Bestehen des Rats nicht eine seit Jahrhunderten bestehende Tradition, die eine Art Gegengewicht zur Macht des Königs darstellte und dessen Auflösung daher für größte Unruhe in der Oberschicht Cordurs gesorgt hätte, wäre Iurias nichts lieber gewesen, als sich dieser zusätzlichen Bürde zu entledigen.

Der Senator setzte gerade zu seinem Bericht an, als unvermittelt ein Mann in einer Rüstung hereinstürzte, auf deren Brustplatte der schwarze Löwenkopf prangte. »Mein König«, rief er atemlos.

»Daimur«, sprach Iurias einen seiner treuesten Leibwächter an, während er gleichzeitig auf die Beine kam. »Ist es geschehen?«

»Ja, Herr«, bestätigte der Angesprochene nickend.

»Und ist es ein Junge oder ein Mädchen?«, wollte Iurias aufgeregt wissen. Auch die übrigen Anwesenden erhoben

sich nun von ihren Plätzen und sahen den Boten der frohen Kunde erwartungsvoll an.

»Ein ... ein Junge, mein König«, erwiderte Daimur, doch er wirkte keineswegs so glücklich, wie er anlässlich der Nachricht, dass dem Herrscher von Cordur soeben ein Erbe geschenkt worden war, eigentlich hätte sein sollen.

Mit zwei raschen Schritten war Iurias bei ihm. Er wünschte sich, befreit lachen und nach mehr Wein rufen zu können, um diesen besonderen Augenblick gebührend zu feiern. Stattdessen krallte sich die Angst in seine Eingeweide. »Was ist los, Daimur? Warum schaust du mich so seltsam an? Stimmt etwas nicht mit meinem Sohn?«

Der Soldat schluckte merklich. »Herr, ich ... Kommt bitte mit mir und seht selbst.«

Iurias drehte sich zu seinen Gästen um. Es sah besorgte und betroffene Gesichter, wenngleich dieser Ausdruck von Mitgefühl, da war sich der König sicher, zumindest im Fall von Grekeas und Arastoth nur eine Maske war. »Verzeiht, aber alles Weitere muss warten«, verkündete er. »Wir treffen uns morgen erneut zur fünften Nachmittagsstunde. Leitet den Schiffsbau in die Wege, Grekeas. Und findet mir diese verfluchten Piraten, Sereno.«

Er wartete die Bestätigung von Rameos und den anderen nicht ab, sondern stürmte aus dem Raum. Daimur beeilte sich, ihm nachzufolgen.

Schnellen Schrittes durchquerte Iurias die Gänge seines Palasts, um in den Westtrakt zu gelangen, wo sich die Gemächer befanden, in denen die Königin während der letzten Stunden in den Wehen gelegen hatte. Die Diener, denen er begegnete, sprangen aus dem Weg und drückten sich an die Wände. Sie alle wussten, dass der König, wenn er in einem Gemütszustand wie diesem war, nicht lange fackeln und vermeintliche Hindernisse schnell aus dem Weg räumen würde.

Vor der Tür, hinter der sich Cassendrea und sein neu geborener Sohn aufhielten, stand ein weiterer seiner

treuesten Leibwächter. Schon vor Wochen hatte Iurias sie persönlich ausgewählt und zum Schutz der jungen Mutter abgestellt. Er glaubte zwar nicht, dass jemand im Palast es wagen würde, seine schwangere Frau anzugreifen, aber er wusste, dass er nicht ohne Feinde war, und die Aussicht auf einen Erben mochte manchen seiner Gegner selbst zum Unvorstellbaren verleiten.

»Mein König«, sagte Pheleos, als er in vorausseilendem Gehorsam die Tür aufzog. »Wie gut, dass Ihr kommt.« Aus dem Inneren war das klagende Wimmern einer Frau zu hören.

Im vorderen Bereich der Gemächer saßen zwei Frauen beisammen, eine jung und von unschuldiger Schönheit, die andere älter und mit rundem Gesicht. Es musste sich um die Ammen handeln. Beide wirkten so verunsichert und verängstigt, als hätten sie nicht soeben den Sohn des Königs zur Welt gebracht, sondern einem Dämon aus der Dunkelwelt ins hässliche Antlitz geschaut.

Iurias bedachte sie kaum mit einem Seitenblick, bevor er durch den mit einem Tuch verhängten Durchgang stürzte, der ins Hauptgemach führte.

Im Raum dahinter herrschte trotz der Nachmittagssonne diffuses Halbdunkel. Jemand hatte die schweren Vorhänge vor die Fenster gezogen. In dem großen Bett an der Stirnseite des Raums lag Cassendrea, dahingestreckt wie eine Erschlagene. Arme und Kopf hatte sie in die weißen Laken vergraben. Ihr langes, dunkles Haar war nur lose hochgesteckt, das helle, leichte Geburtsgewand noch nass von der Wassergeburt, die soeben erst in einer großen Wanne stattgefunden hatte.

An ihrer Seite stand Chrysostomus, der Leibmediker des Königs, ein Mann, der sich für gewöhnlich nicht mit Entbindungen abgab, aber an diesem besonderen Tag bereitstand, um mit helfender Hand einzugreifen, wenn bei der Geburt Schwierigkeiten eingetreten wären. Cassendrea allerdings wirkte unverletzt, wenngleich vollkommen

aufgelöst. Sie schluchzte so heftig, dass ihr ganzer schlanker Körper bebte.

»Was in Vegares Namen ist hier geschehen?«, verlangte Iurias zu erfahren. Sein Blick zuckte von der Königin zum Mediker und zurück. Hinter sich hörte er jemanden die Tür zum Gang schließen, dann tauchte Daimur im verhängten Durchgang auf und postierte sich an der Wand, ein stummer Wächter und Zeuge des Geschehens.

Der Mediker trat auf Iurias zu. Auf seinem bärtigen, von Falten durchzogenen Gesicht lag Kummer, und an seinen Händen und den weiten Ärmeln seines robenartigen Gewandes klebten Reste von Blut. »Mein König«, sagte er leise. »Es tut mir leid ...«

Eine grauenvolle Ahnung verwandelte Iurias' Magen in einen harten Knoten. »Bei den Sechsgöttern ...«, flüsterte er erstickt, während er Chrysostomus an den Oberarmen packte. »Ist er tot? Ist mein Sohn tot zur Welt gekommen, treuer Chrysostomus?«

Der ältere Mann blinzelte und schüttelte den Kopf. »Nein, Herr, das nicht.«

»Was ist es dann? So spricht doch, oder hat euch das Entsetzen die Zunge gelähmt?«

»Nein, mein König«, erwiderte der Mediker. »Aber warum etwas in schlimme Worte fassen, das Ihr mit eigenen Augen sehen könnt. Kommt her.« Er begab sich zu einer Krippe hinüber, die einige Schritte vom Bett entfernt stand, fast so, als hätte sie jemand beiseite gerückt, weil die Königin ihre Nähe nicht ertrug.

Aus der Krippe drangen leise Laute, wie von einem Säugling. Tot war sein Sohn offensichtlich wirklich nicht. Doch dass er hier am fernen Ende des Raums lag, statt in den Armen seiner Mutter, konnte nichts Gutes verheißen. Langsamem Schrittes näherte sich Iurias ihm.

»Wappnet Euch, mein König«, warnte Chrysostomus ihn. »Ihr müsst jetzt stark sein.« Dann beugte er sich über die